



STIFTUNG FÜR ROMANTIKFORSCHUNG
BAND XLVIII

MONSTER

ZUR ÄSTHETISCHEN VERFASSUNG
EINES GRENZBEWOHNER

HERAUSGEGEBEN VON
ROLAND BORGARDS, CHRISTIANE HOLM,
GÜNTER OESTERLE

IN VERBINDUNG MIT
ALEXANDER VON BORMANN (†),
GERHART VON GRAEVENITZ, WALTER HINDERER,
GERHARD NEUMANN UND DAGMAR VON WIETERSHEIM

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

Umschlagabbildung:
Vroni Schwegler, *Ratte, Hirn und Rücken*, Strichätzung, 2006.

Inhalt

Roland Borgards/Christiane Holm/Günter Oesterle:
Vorwort..... 9

Vroni Schwegler:
Neun Radierungen. 2006/2007..... 15

Lorenz Winkler-Horaček:
Monster und Tierfries.
Ein visuelles Phänomen im frühen Griechenland 17

Peter v. Möllendorff:
Der Mensch, das Monstrum.
Eros und Hybris in Platons *Symposion*..... 29

Silke Tammen:
Monster am Rande und Versteckspiele der Trinität.
Über die Kunst der Unähnlichkeit und das Staunen in den Miniaturen
der *Rothschild Canticles*..... 51

Jörg Jochen Berns:
Technomonster..... 77

Angela Fischel:
Die Metamorphosen der Medusa.
Naturphilosophie und Monsterforschung um 1600 103

Patrick Schmidt:
„A MONSTER, in reality“.
Körperliche, metaphorische und allegorische Monstren in
nordamerikanischen Zeitungen des 18. Jahrhunderts..... 119

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2009

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Bindung: Verlagsbuchbinderei Keller GmbH, Kleinlöder

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist

ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere

für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung

und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-4176-1

www.koenigshausen-neumann.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Hans Richard Brittnacher:
Biomonster oder: Das Unglück zu leben 143

Britta Herrmann:
Körper/formen: die Schönen, die Monster und die Kunst.
Einige Überlegungen zum Verhältnis von Biopolitik und Ästhetik in
Klassizismus und Romantik 169

Johannes F. Lehmann:
Der Verbrecher als Monster?
Oder: warum Menschen Monster brauchen, Monster aber nicht 191

Maximilian Bergengruen:
Das monströse Erbe (der Literatur).
Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E.T.A. Hoffmanns
Das Fräulein von Scuderi 219

Roland Borgards:
Affen.
Von Aristoteles bis Soemmerring..... 239

Peter Schnyder:
„Am Rande der Vernunft“.
Der Orang-Utan als monströse Figur des Dritten von Herder
bis Hauff und Flaubert 255

Antonia Eder:
„Das Ungeheure, das mir in mein Gesicht geschrieben ist“.
Anthropologische Desaster in Hofmannsthals *Elektra* 273

Barry Murnane:
Ungeheure Arbeiter.
Moderne Monstrosität am Beispiel von Gregor Samsa..... 289

Bettina Bannasch/Christiane Holm:
Urlaute und Unlaute.
Artikulationen des Monströsen im Hörspiel 309

Lars Nowak:
Duplicitas, Vampirismus, Identifikation.
Zu Brian de Palmas *Sisters* und Ingmar Bergmans *Persona* 327

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge..... 343

Maximilian Bergengruen

Das monströse Erbe (der Literatur)

Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E.T.A. Hoffmanns
Das Fräulein von Scuderi

I. Geschichte eines Ehebruchs und einer Eheschließung

Meine Überlegungen setzen bei der Beobachtung an, dass die Abfolge der Ereignisse in E.T.A. Hoffmanns *Fräulein von Scuderi* (1819) mit einem unehelichen Beischlaf beginnt und mit einer rechtmäßigen Eheschließung endet.

Die Mutter des späteren Goldschmieds Cardillac ist zu Beginn der 20er Jahre des 17. Jahrhunderts mit ihrem Sohn „im ersten Monat schwanger“. Ein spanischer Kavalier, welcher der „Tugend“ dieser Frau schon früher vergeblich „nachgestellt“ hatte, nun aber, ungeachtet der Tatsache, dass sie mittlerweile „verheiratet“ ist, dank einer Aufmerksamkeit erregenden, „blitzenden Juwelenkette“ bei diesem Unterfangen „glücklicher“ zu sein hofft, kann sie während eines Hofestes „an einen einsamen Ort“ locken und dort „brünstig in seine Arme“ schließen. Doch genau zu diesem intrikaten Zeitpunkt trifft ihn der „Schlag“, und man muss die Mutter aus den „im Todeskrampf erstarrten Armen des Leichnams“² herausziehen. Dadurch wird die Heimlichkeit des gerade vollzogenen (oder zu vollendenden) Ehebruchs auf nicht zu überbietende Weise in Öffentlichkeit – und Schande – überführt.

Die Abfolge der Ereignisse dieser ersten Detektivgeschichte der Literaturgeschichte (als die *das Fräulein von Scuderi* gehandelt wird)³ endet im Jahr 1680

¹ Anregungen zu diesem Aufsatz verdanke ich Johannes Lehmann, mit dem ich zusammen ein Paper auf der Tagung vorgestellt habe, Gerhard Neumann, der dankenswerterweise den Part des Respondenten übernommen hat, sowie Günter Oesterle und Roland Borgards.

² Ernst Theodor Amadeus Hoffman: *Das Fräulein von Scuderi*. In: Ders.: *Sämtliche Werke* in sechs Bänden. Hrsg. von Wulf Segebrecht und Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen. Bd. IV. *Die Serapionsbrüder*. Hrsg. von W. Segebrecht unter Mitarbeit von Ursula Segebrecht. Frankfurt a.M. 1993, S. 780–853, hier S. 832. Zitatbelege nach dieser Ausgabe mit Sigle FS und Seitenzahl künftig in Klammern im Text.

³ Zur Frage, ob die *Scuderi* als Novelle einzuordnen sei, vgl. Lothar Pikulik: *Das Verbrechen aus Obsession*. E.T.A. Hoffmann: *„Das Fräulein von Scuderi“* (1819). In: Winfried Freund (Hrsg.): *Deutsche Novellen*. 2. Auflage. München 1988, S. 47–57, hier S. 54f. Die These, dass es sich beim *Fräulein von Scuderi* um die erste Detektivgeschichte handelt, hat als ers-

– und zwar damit, dass ein Priester der jungen Madelon, Enkelin der genannten Frau und also Tochter ihres Sohnes René Cardillac, den „Segen“ (FS 852) zu einer Ehe mit dem von ihr über alles geliebten Olivier erteilt. Zwischen jenem äußerst unglücklichen und diesem äußerst glücklichen Ereignis liegt nicht nur ziemlich genau das Leben des Goldschmiedes Cardillac (kurz vor seinem Tod „hoch in die funfziger Jahre vorgerückt“; FS 799), sondern auch die Entwicklungsdynamik einer familiären geistigen Erbschaft; genauer: eine moralisch-rechtliche Verfehlung in der ersten Generation, deren Wiederholung und psychopathologische Extension in der zweiten und die Befreiung von ihr in der dritten.

Ich möchte dieser ‚hereditären‘ Entwicklung mit Fokus auf Cardillac nachgehen, indem ich, in lockerer Anlehnung an die medizinische Vorgehensweise, eine *Diagnose* seines psychopathologischen Zustandes (II.) erstelle, eine *Anamnese* des – intergenerativen – Krankheitsverlaufs (III.) rekonstruiere, die *Ätiologie* (IV.) ermittle, was in eine *Therapie* – in diesem Falle: eine Autotherapie Cardillacs – mündet, die überraschenderweise ebenfalls intergenerativ zu verstehen ist (V.). Abschließend versuche ich – allen bisher erzielten Ergebnissen zum Trotz – die (starke) Rolle der *Literatur* in Hoffmanns Konzept geistiger Vererbung zu bestimmen (VI.).

II. Diagnose

Reils *Rhapsodien* von 1803 (zweite Auflage 1818) entsprechend leidet Cardillac (nebenbei gesagt: wie die meisten von E.T.A. Hoffmanns literarischen Figuren⁴) an drei, miteinander verwobenen, psychopathologischen Mode-Krankheiten. *Erstens* ist er von einer „fixen Idee“⁵ befallen (eine Krankheit, mit der Hoffmann, wie das *Schmolling-Gutachten*⁶ verrät, bestens vertraut ist). Das heißt, dass für Cardillac „die Idee“ von Juwelen eine „herrschende Vorstellung“⁷ darstellt

ter Richard Alewyn: Ursprung des Detektivromans. In: Ders.: Probleme und Gestalten. Essays. Frankfurt a.M. 1974, S. 341–360, aufgestellt.

⁴ Vgl. hierzu für die *Prinzessin Brambilla* Maximilian Bergengruen: Die heitere Therapie. Persönlichkeitsspaltung und Grotteske in E.T.A. Hoffmanns ‚Prinzessin Brambilla‘. In: Colloquium helveticum 20 (2005) S. 119–142. Hier wird auf die genannten Krankheiten ausführlich eingegangen.

⁵ Johann Christian Reil: Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttung. Hrsg. von Frank Löhner. Aachen 2001, S. 308 (Hervorh. im Orig.). (Neudruck der Ausgabe Halle 1803)

⁶ E.T.A. Hoffmann: Schmolling-Gutachten. In: Wulf Segebrecht: E.T.A. Hoffmanns Auffassung vom Richteramt und Dichterberuf. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 11 (1967) S. 62–138, hier S. 110ff., handelt ausführlich vom „partielle[n] Wahnsinn, den eine fixe Idee erzeugt“ (S. 110).

⁷ Johann Christian Hoffbauer: Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände. Bd. III. Über den Wahnsinn und die übrigen Arten der Verrückung,

(„schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über Alles“; FS 832f.), dergestalt, dass er sie und ihre reale Entsprechung, nämlich die von ihm gefertigten Geschmeide, „nicht loss werden“⁸ bzw. nicht an seine Kunden abgeben kann.

Zweitens leidet er, wenn ihn die „Mordlust“ (FS 833) in Bezug auf die neuen Besitzer der Juwelen packt, an einer „Wut ohne Verkehrtheit“⁹, einer Krankheit, deren (Hoffmann nachweislich bekannter) Wissensstand¹⁰ in der Novelle ausführlich referiert wird: Die Scuderi spricht in Bezug auf Olivier von einem „Jähzorn [...]“, der oft wie ein blinder Wahnsinn die gutmütigsten Menschen überfällt und zu Taten verleitet, die alle Willkür des Handelns auszuschließen scheinen“ (FS 812). Die Diagnose einer Wut, die entsteht, wenn die Kraft eines „innere[n] blinde[n] [...] Drang[s]“, ungeachtet der Tatsache, dass „alle Seelenkräfte [...] gesund“¹¹ sind, die Vorherrschaft über den Willen erobert, trifft jedoch nicht auf Olivier, sondern auf Cardillac zu. Der Anfall setzt bei ihm ein mit der „innern Wut“ (FS 800; Hervorh. M.B.), die er beim Übergeben des Schmuckes spürt, und findet seine Fortsetzung in der offenen „Wut“ (FS 790; Hervorh. M.B.), die ihn befällt, wenn er andere Männer mit diesem Schmuck vor seinem inneren und später auch äußeren Auge zu ihren Liebhaberinnen „schleichen“ sieht; eine Wut, die ihn dazu bringt, diese Männer entweder mit einem „Faustschlag“ niederzustrecken oder ihnen einen „Dolch ins Herz“ (FS 834) zu stoßen. Trotz dieses inneren Drangs ist bei Cardillac, durchaus im Sinne der Definition, keine Verkehrtheit des Verstandes festzustellen. Der Goldschmied mag sich in Bezug auf seine Arbeit manchmal „wie unsinnig“ (FS 800; Hervorh. M.B.) verhalten, aber er *ist* es nicht; seine Zeitgenossen halten ihn vielmehr für einen genialen, bisweilen spleenigen Künstler, dessen Verhalten nicht immer zu „erklären“ (FS 801) ist.¹²

nebst Ideen über die psychische Heilung derselben. Halle 1807, S. 236. Vgl. zu einer alternativen Interpretation von Cardillacs Verhältnis zu seinen Juwelen (Fetischismus) Christine Weder: The Artist as Fetichist. On E.T.A. Hoffmann's ‚Das Fräulein von Scuderi‘. In: Evy Versamopoulou (Hrsg.): The European ‚Künstlerroman‘. Lancaster 2002, S. 47–60. (New Comparison. Bd. 33/34)

⁸ Reil: Rhapsodien (Anm. 5) S. 108. Georg Reuchlein: Das Problem der Zurechnungsfähigkeit bei E.T.A. Hoffmann und Georg Büchner. Zum Verhältnis von Literatur, Psychiatrie und Justiz im frühen 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1985, S. 27f., widerspricht sich selbst, wenn er die ‚fixe Idee‘ bei Cardillac ausschließt, später aber konzediert, dass dieser auf ein „bestimmtes Objekt [...] fixiert“ ist.

⁹ Reil: Rhapsodien (Anm. 5) S. 387 (Hervorh. im Orig.).

¹⁰ Hoffmann: Schmolling-Gutachten (Anm. 6) S. 107f., diskutiert ausführlich Reils Theorie einer „Wuth ohne Verkehrtheit“, ihre Varianten bei Hoffbauer und ihre Wurzeln bei Pinel.

¹¹ Ebd., S. 387f.

¹² Reuchlein: Das Problem (Anm. 8) S. 24 und S. 26ff., bemerkt nicht die direkte Anspielung auf die Theorie der ‚Wut ohne Verkehrtheit‘ bei Olivier und übersieht die mehrfache Thematisierung der ‚Wut‘ bei Cardillac selbst. Das Argument für seine These, Cardillac leide nicht an einer ‚Wut ohne Verkehrtheit‘ – Plan- und Wahllosigkeit beim Mord als Definiens der Krankheit (S. 28) –, ist in meinen Augen nicht haltbar. Bei Reil: Rhapsodien (Anm. 5)

Drittens hat bei Cardillac eine Persönlichkeitsspaltung oder „Vervielfältigung der Individualität“¹³ statt, die sich darin ausdrückt, dass er nicht nur das „Vorbild eines guten, frommen Bürgers“ (FS 805), ja die „Tugend, die Rechtsschaffenheit selbst“ darstellt, sondern auch eine zweite Persönlichkeit in sich birgt, die ihn, ganz im Gegenteil dazu, zum Mord drängt: „Und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein – es ist ja dein – nimm es doch – was sollen die Diamanten dem Toten!“ Alternativ ist auch von der „Stimme des Satans“ die Rede. Dieser Satan, so Cardillac, „hing sich“ nicht nur an „mein Ohr“ (FS 830), sondern auch – als Übergang ins Physiologische – „an meine Schritte“ (FS 833f.). In der Folge spürt der Goldschmied Affekte in sich, die ihm nicht zugehören scheinen, ihn aber gleichwohl beherrschen: „Im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust [...], vor der ich selbst erbebe“ (FS 833). Eine Person in der Person also, die einen zweiten Willen besitzt und dessen Durchsetzung befiehlt.

Alle drei Krankheiten spielen im forensischen Diskurs der Zeit deswegen eine herausragende Rolle, weil sie die, seit dem Allgemeinen Preussischen Landrecht von 1794 notwendig gewordene, Unterscheidung von zurechnungsfähigen und nicht zurechnungsfähigen Straftätern („Wer frey zu handeln unvermögend ist, bei dem findet kein Verbrechen, also auch keine Strafe statt“¹⁴) unterlaufen:¹⁵ Ein von einer fixen Idee befallener Mensch kann, da es sich bei dieser Krankheit lediglich um eine „partielle[] Verkehrtheit des Vorstellungsvermögens“¹⁶ handelt, unabhängig von dieser Idee, selbst wenn sie die Macht einer eigenen Persönlichkeit annimmt, geistig gesund sein. Dies gilt *a fortiori* für die ‚Wut ohne Verkehrtheit‘, die, wie der Name schon sagt, nicht einmal auf einen teilweise verkehrten Verstand, sondern nur auf einen inneren Drang oder Trieb hinweist, der stärker

S. 388, heißt es ausdrücklich: „Der Kranke wählt, weil sein Verstand nicht verkehrt ist, planmässig und mit Ueberlegung die Mittel zur Ausführung seines Vorhabens, Waffen, Ort und Zeit und mordet nun eine bestimmte Person“; genau wie bei Cardillac. Die ‚Amentia occulta‘ gegen die ‚Wut ohne Verkehrtheit‘ auszuspielen, scheint mir darüber hinaus deswegen wenig plausibel, da Hoffmann im *Schmolling-Gutachten* explizit behauptet, dass Reil die ‚Amentia occulta‘ unter die ‚Wut ohne Verkehrtheit‘ subsumiere und dieser Subsumtion in seiner Ablehnung, eine Unfreiheit im Fall Schmolling anzunehmen, auch folgt. Hoffmann: *Schmolling-Gutachten* (Anm. 6) S. 108.

¹³ Reil: *Rhapsodien* (Anm. 5) S. 63.

¹⁴ Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten. Teil II, Titel 20, Abschn. I, § 16. Zit. n. Reuchlein: *Das Problem* (Anm. 8) S. 12. Zur preussischen Rechtsgrundlage der *Scuderi* vgl. Rolf Meier: *Dialog zwischen Jurisprudenz und Literatur. Richterliche Unabhängigkeit und Rechtsabbildung in E.T.A. Hoffmanns ‚Das Fräulein von Scuderi‘*. Baden-Baden 1993, S. 57ff.

¹⁵ Vgl. hierzu Reuchlein: *Ebd.*, S. 10; Doris Kaufmann: *Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die „Erfindung“ der Psychiatrie in Deutschland. 1770–1850*. Göttingen 1995, S. 316ff., und Maximilian Bergengruen: *Tollwut, Werwolf, wilde Jagd. Wie das Gebiss des Jägers Jürge Brentanos ‚Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl‘ verzahnt*. In: Ders., Johannes F. Lehmann und Herbert Thüring (Hrsg.): *Sexualität, Recht, Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*. München 2005, S. 263–293.

¹⁶ Reil: *Rhapsodien* (Anm. 5) S. 306f. (Hervorh. im Orig.).

als der gesunde Verstand ist. Es ist also durchaus möglich, so lassen sich Reils und Hoffbauers Überlegungen zusammenfassen, dass ein Mensch auch „bei ungestörtem Gebrauch des Verstandes“ durchaus „unfrei“¹⁷ ist. Die Frage, „wie [...] Handlungen“, die aus solchen Krankheiten „hervorgehn, zugerechnet werden“¹⁸ sollen, ist daher programmatisch unbeantwortbar (und das Landrecht in diesem Punkt nicht umsetzbar).

III. Anamnese

Wenn man schon nicht weiß, wie man sie zurechnen soll, kann man denn wenigstens ergründen, woher die psychischen Krankheiten des genialen Goldschmiedes rühren? Cardillac selbst bietet erstaunlich viele Erklärungs- und Rechtfertigungsnarrative an. *Erstens* wäre da die stupende und häufig wiederkehrende Formulierung vom „böse[n] Stern“ (FS 831)¹⁹ zu nennen, also die spätestens in der Renaissance vollständig entfaltete astrologische Vorstellung eines durch die siderische Konstellation im Augenblick der Geburt festgelegten individuellen Schicksals. Medium dieser Notwendigkeit ist die siderische *impressio*, die kein selbstbestimmtes Handeln beim Menschen zulässt (in den Worten der Frühen Neuzeit: die das *liberum arbitrium* oder den freien Willen „bricht“²⁰).

Die mikrokosmische Entsprechung des Gedankens einer siderischen *impressio* ist *zweitens* die wenig später in der Novelle angesprochene Muttermals- oder Monstratheorie, die ursprünglich auf die *Historia naturalis* Plinius' des Älteren

¹⁷ So Adolf Henke: *Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medizin*. Bd. II. Bamberg 1816, S. 218, in einem, freilich kritischen, Referat von Reils und Hoffbauers Theorien.

¹⁸ Reil: *Rhapsodien* (Anm. 5) S. 389. Zur Thematisierung des Unzurechnungsfähigkeitsdiskurses in der *Scuderi*, vgl. Carmen Pinilla Ballester: *Erzählte Hinrichtungen. Zum literarischen Diskurs über Verbrechen und Strafe um 1800*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1992, S. 89f., und Henriette Herwig: *‚Das Fräulein von Scuderi‘*. Zum Verhältnis von Gattungspoetik, Medizingeschichte und Rechtshistorie in Hoffmanns Erzählung. In: Günter Saße (Hrsg.): *E.T.A. Hoffmann. Romane und Erzählungen*. Stuttgart 2004, S. 199–212, hier besonders S. 209f.

¹⁹ Die Übersetzung von ‚Stern‘ mit ‚Dämon‘ und ‚Instinkt‘, die Günter Blamberger: *Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile? Studien zur Literaturgeschichte der Kreativität zwischen Goethezeit und Moderne*. Stuttgart 1991, S. 116ff., anbietet, unterschlägt in meinen Augen den Zwischenschritt der Astrologie.

²⁰ Vgl. Paracelsus: *Astronomia magna oder die ganze Philosophia sogar der großen und kleinen Welt. Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl Sudhoff. Abt. I. Die medizinischen, naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Schriften. Bd. 12. München 1929, S. 232 und S. 236. Vgl. hierzu Bergengruen: *Nachfolge Christi – Nachahmung der Natur. Himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur* (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen). Hamburg 2007, S. 132ff.

zurückgeht²¹ und ebenfalls im Renaissance-Neuplatonismus ihre vollständig theoretische Ausformung erhält. Wie das Gestirn auf die irdische Natur können auch Frauen während der Empfängnis oder Schwangerschaft durch eine starke Emotion, z.B. wenn sie „erschrecken, inbilden aus forcht, [...] lust, freuden etc.“²², die dazugehörige Vorstellung qua „Impression“²³ auf ihr Kind übertragen; mit der Konsequenz, dass die geistigen Formen ihrer Vorstellung auf dem Körper des Embryos sichtbar werden. Wiederkehrende Beispiele für diese *impressio* sind das kindliche Muttermal in Form einer „Kirsche“²⁴ (bei der mütterlichen Imagination einer Frucht) oder – wie noch Lavater im 18. Jahrhundert schreibt – die mit „Rehhaaren“ bewachsenen „schammichte[n] Auswüchse[n] am Rücken“²⁵ eines Kindes (bei der mütterlichen Imagination eines Tieres). Aus einem weiblichen Blick und dessen imaginärer Weiterverarbeitung kann also auf der Filiatonebene ein gezeichnetes oder sogar ein monströses Wesen werden.

Auf diese Muttermals- oder Monstratheorie spielt Cardillac explizit an, wenn er seine Selbsterklärung gegenüber Olivier mit folgenden Worten beginnt: „Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken“ – das deutsche Wort für *impressions* –, „deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind“ (FS 832f.). Im Falle von Cardillacs Mutter ist es nun die „blitzende[] Juwelenkette“, welche die Augen und damit die Imagination der Schwangeren magisch anzieht und sie zwingt, die so gebildete geistige Form an ihr Kind weiterzugeben. Außergewöhnlich in diesem Falle ist jedoch, dass Cardillac keine körperlich-monströsen Formen, z.B. ein oder mehrere Muttermale in Form von Juwelen, aufweist, sondern geistige: die oben geschilderte Fixierung auf Juwelen und die damit verbundene Mordlust. Die Idee, die sich die Mutter in ihrem Gelüste gebildet hat, wird also bei Hoffmann ohne Impression (d.h. ohne Übergang von der geistigen in die materielle Form), dafür aber mit der determinieren-

²¹ Vgl. C. Plinius Secundus d.Ä.: *Naturalis historiae libri XXXVII/Naturkunde* (lateinisch-deutsch). Hrsg. und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Joachim Hopp und Wolfgang Glöckner. Bd. VII. Anthropologie. München/Zürich 1975, S. 44 und S. 46.
²² Paracelsus: *Das Volumen primum der Philosophia magna. Sämtliche Werke* (Anm. 20) Bd. 14, München 1933, S. 316.
²³ Oswald Croll: *Basilica chymica. Oder Alchymistisch königlich Kleynod [...]*. Übersetzer anonym. Frankfurt a.M. 1623, S. 36.
²⁴ Johann Baptist van Helmont: *Aufgang der Artzney-Kunst*. Übersetzt von C. Knorr von Rosenroth. 2 Bde. München 1971, S. 402. (Nachdruck der Ausgabe Sulzbach 1686)
²⁵ Johann Caspar Lavater: *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. Hrsg. von Christoph Sigrist. Stuttgart 1984, S. 290. Vgl. zur Muttermaltheorie in der *Scuderi* Burkhard Dohm: *Das unwahrscheinlich Wahrscheinliche. Zur Plausibilisierung des Wunderbaren in E.T.A. Hoffmanns ‚Das Fräulein von Scuderi‘*. In: DVjs 73 (1999) S. 289–318, hier S. 301ff. Zur Muttermaltheorie in der Renaissance vgl. Marie-Hélène Huet: *Monstrous Imagination*. Cambridge, London 1993, und Bergengruen: *Nachfolge Christi* (Anm. 20) S. 161ff.

den Notwendigkeit der siderischen Beeinflussung übermittelt. Sie wird Cardillacs Schicksal.

Diese Verschiebung ins Geistige ist wahrscheinlich dem *dritten* theoretischen Einsatzpunkt geschuldet, auf den die Novelle anspielt (und welcher der Forschung bisher verborgen geblieben ist): die Theorie von der Vererbung geistiger Zustände während der Zeugung oder Schwangerschaft. Das angesprochene Modell besagt, dass einmalige (und nicht unbedingt krankhafte) Handlungen oder Wünsche von Seiten der Eltern während Schwangerschaft und Zeugung später zu unendlichen Wiederholungen im (pathologischen) Geist des späteren Menschen führen können – und zwar sein Leben lang. Bei Joseph Mason Cox konnte E.T.A. Hoffmann z.B. die, freilich nur distanziert referierte, Theorie Erasmus Darwins lesen,²⁶ welche besagt, dass die „Gewohnheiten der Aeltern im Handeln und Empfinden dem neuen Embryo zur Zeit seiner Bildung mitgeteilt würden und dass sie dann die Seele in das künftige Leben begleiteten“²⁷.

Von dieser frühen hereditätstheoretischen Position rührt wahrscheinlich die in der Novelle immer wieder verwandte Doppeldeutigkeit des Begriffs ‚Blut‘ – deutlich vor allem im Begriff der „Blutschuld“ (FS 814, 816, 818f., 823) – her. Gemeint ist einerseits das „Blut“ (FS 797, 813), das die Verbrecher bei ihren Opfern vergossen haben und selbst als Strafe für diese Verbrechen, nach der strikten Auslegung des *ius talionis* durch die „*Chambre ardente*“, vergießen werden. Aber der Begriff steht auch für das Blut, das seit der Hereditätslehre des Aristoteles den Träger von Vererbungseigenschaften darstellt.²⁸ Olivier fühlt sich also nicht nur, da er nicht gemordet hat, sondern auch weil er sich von der Erbschuld seines symbolischen Vaters Cardillac (auf dieses Verhältnis wird zurückzukommen sein) befreit zu haben glaubt, „rein [...] von jeder Blutschuld“ (FS 839).

Die ersten beiden rekonstruierten Theorien (die Astrologie- und die Muttermals- bzw. Monstratheorie) sind zur Entstehungszeit der Novelle historisch bzw. beginnen historisch zu werden,²⁹ die dritte (die Vererbungstheorie) ist im

²⁶ Vgl. zur Cox-Lektüre Hoffmanns Elisabeth Kutzer: *Zum Stammbaumroman in der neueren Literatur*. Leipzig 1929, S. 7.

²⁷ Joseph Mason Cox: *Praktische Bemerkungen über Geisteszerrüttung. Mit Beilagen über die Ausstellung von Zeugnissen und Gutachten in Fällen von Wahnsinn*. Halle 1811, S. 17.

²⁸ Aristoteles setzt sich in *De Generatione animalium* von der pangenetischen Lehre der Hippokratiker, also der Theorie, dass der Samen aus dem ganzen Körper kommt („ἀπέρχεται ἀπὸ παντός“; 722b: 41), ab und bietet stattdessen die Erklärung an, dass die Samenflüssigkeit des Mannes („ἰγώνη“) die „περίττωμα“, also den Überschuss, und zwar den Überschuss der in Blut („τὸ αἷμα“; 726b: 69f.) verdauten Nahrung, darstellt. Über dieses, im ganzen Körper verteilte, Blut hat die Samenflüssigkeit, so Aristoteles' Erklärung, die organspezifischen Anlagen des Deszendenten übernommen und kann sie so an die Aszendenten weitergeben.

²⁹ Zur beginnenden Historizität und Überholtheit der Muttermaltheorie um 1800 vgl. Friedrich A. Kittler: *Eine Detektivgeschichte der ersten Detektivgeschichte*. In: Ders.: *Dichter, Mutter, Kind*. München 1991, S. 197–218, hier S. 211f.

frühen 19. Jahrhundert hochaktuell. Die Novelle unterläuft jedoch jede inhaltliche und zeitliche Trennung: Astrologie und Muttermals- bzw. Monstratheorie werden, was theoriegeschichtlich, wie oben gezeigt, durchaus zu rechtfertigen ist, nicht als alternative, sondern als ineinandergreifende Erklärungsmodelle verwandt. Die aktuelle Vererbungstheorie schließlich wird durch ihre Kontamination mit der Muttermalstheorie als deren Verschiebung ins Geistige gewertet (eine Verbindungslinie, die sich, wie an Erasmus Darwin zu sehen,³⁰ ebenfalls wissenschaftlich nachzeichnen lässt).

Der Grund für diese Ineinsetzung könnte darin liegen, dass alle drei anziitierten Theorien unabhängig von ihrer historischen Situiertheit darin übereinkommen, dass sie von einer externen Notwendigkeit im Leben eines Menschen ausgehen, die dieser entweder pränatal oder bei der Geburt erfährt; eine Notwendigkeit, die, um die oben erwähnte Renaissance-Formulierung noch einmal aufzunehmen, das *liberum arbitrium*, den freien Willen „bricht“. Sie steht also für eine Heteronomie-Erfahrung, die ursprünglicher und stärker ist als alle Möglichkeiten, das eigene Leben selbst zu gestalten.

Diese Koinzidenz sticht bei der zuerst angeführten astrologischen Schicksals- und der zuletzt genannten Hereditätslehre besonders ins Auge. Diese zwei Theorien bilden die Pole einer markanten Entwicklung in der menschlichen Heteronomie-Erfahrung von der Frühen Neuzeit in die Moderne: vom Schicksal, das durch das Gestirn angezeigt wird, hin zur biologischen Vererbung.

Die Cox/Darwin- und die Monstratheorie wiederum stimmen, nicht zuletzt aufgrund ihrer genealogischen Verbundenheit, darin überein, dass beide die pränatale Phase (und nicht den Zeitpunkt der Geburt) als entscheidend für das – in diesem Falle hereditär bestimmte – Schicksal ansehen. Die Monstratheorie übernimmt in diesem Zusammenhang jedoch mehr als die Funktion, den Übergang vom gestirnten zum hereditären Schicksal zu organisieren: Der Rekurs auf sie markiert vorderhand, dass Cardillacs psychische Störung monströse Züge ange-

³⁰ Die bei Cox: Bemerkungen (Anm. 27), zitierte Vererbungstheorie stellt die Kontamination zweier Theorien aus Erasmus Darwin: Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Joachim Dietrich Brandis. Bd. I/2. Hannover 1795, dar. Erstens verwirft Darwin, der eine Epigenesistheorie mit starker männlicher Dominante vertritt (er glaubt, dass der „Embryo [...] aus dem Blute des männlichen Thiers abgesondert ist“, das weibliche nur die „Nahrung“ hinzufügt; S. 400 und S. 405) die Versehenstheorie in ihrer weiblichen Variante und ersetzt sie durch eine männliche: Es sei die „Einbildung des Mannes“ bei der Zeugung, die eine „Ähnlichkeit der Form und der Züge“ (S. 489) beim Kind herstelle. Zweitens behauptet Darwin, dass alle Menschen und Tiere wegen ihrer „Abneigungen, ihrer Vergnügen und Schmerzen“ eine „beständige Umbildung“ ihres geistigen und körperlichen Organismus erführen; „und manche dieser erlangten Bildungen oder Neigungen dazu werden auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt“ (S. 453f.). Vgl. zu Darwins Vererbungstheorie allgemein Philip K. Wilson: Erasmus Darwin on Hereditary Disease. Conceptualizing Heredity in Enlightenment English Medical Writings. In: Hans-Jörg Rheinberger, Staffan Müller-Wille (Hrsg.): A Cultural History of Heredity II: 18th and 19th Centuries. Berlin 2003, S. 109–122.

nommen hat (sie ist keine einfache Wiederholung der mütterlichen Ausgangstat, sondern ihre unendliche Extension), und weiterhin, dass das Opfer Cardillac oder allgemeiner gesprochen: der hereditär belastete Geisteskranke, wenn er zu tödlicher Gewalt neigt, zu einem Monstrum oder, wie es in der Novelle von der Giftmischerin Brinwillier heißt, zu einem „Ungeheuer“ (FS 786) wird.³¹

Damit ist eine zweite Kategorie des Monströsen oder Ungeheuerlichen angesprochen, die auf den ersten Blick wie das Gegenteil der bisher analysierten Muttermals- oder Monstratheorie, inklusive der Verschiebung ins Geistige (in Form der Cox/Darwin-Theorie), aussieht. Bisher war vom Geistig-Monströsen als einer epistemologischen Kategorie die Rede, als einem Versuch, geistige Anomalien über pränatale Beeinflussung möglichst restlos zu erklären. Spricht man hingegen im frühen 19. Jahrhundert von einem Monster im Sinne eines Ungeheuers, so meint man damit, wie Foucault in *Die Anormalen* gezeigt hat, einen Verbrecher, dessen Taten so ungeheuerlich sind, dass man sie gerade nicht erklären kann (oder will).³²

Was hat es nun mit dieser zweiten Kategorie des Monströsen, dem Ungeheuer, in der Novelle auf sich? Meine Überlegungen gehen von dem Befund aus, dass der Super-Verbrecher Cardillac als Deszendent der Giftmischer beschrieben wird (das Verbrechen hat sich „fort vererbt“; FS 788), schon allein weil es von der gleichen Polizeieinheit, der „*Chambre ardente*“, verfolgt wird. In beiden Fällen handelt es sich, ähnlich der mehrfach anziitierten Hexenverfolgung,³³ um Menschen, die in den Augen der französischen Staatsmacht durch ihre Grausamkeit (und hohe Effektivität in dieser Grausamkeit) nicht einfach nur Verbrecher darstellen, die gemäß dem Gesetz bestraft werden müssen, sondern um *direkte Gegner des Staatswesens* – und dadurch eine Härte von Seiten des Staates provozieren, die durch das konventionelle Strafrecht nicht gedeckt³⁴ ist: krimineller *versus* politischer Ausnahmezustand.³⁵

³¹ Vgl. zu diesem Zusammenhang auch Ballester: Erzählte Hinrichtungen (Anm. 18) S. 80f.

³² Vgl. hierzu Michel Foucault: *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975). Übersetzt von Michaela Ott. Frankfurt a.M. 2003, S. 143ff. (Vorlesung vom 5. Februar 1975).

³³ Vgl. auch folgende Passage aus der *Scuderi*: „Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob sie den Teufel gesehen? erwiderte: mich dünkt, ich sehe ihn in diesem Augenblick!“ (FS 789). Diese Verkehrung verdankt sich einem Topos aus der Tradition der Gegner der Hexenverfolgung. Vgl. z.B. Friedrich Spee, der in der *Cautio criminalis* schreibt, die „Inquisitoren“ seien „unzweifelhaft selbst Hexenmeister“; Friedrich Spee: *Cautio Criminalis* oder Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse. Übersetzt von Joachim-Friedrich Ritter. Weimar 1939, S. 48.

³⁴ „Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquisition an, der geringfügigste Verdacht reichte hin zu strenger Einkerkierung“ (FS 789).

³⁵ Vgl. zum Verhältnis von Souveränität und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit Maximilian Bergengruen: Macht der Phantasie/Gewalt im Staat. Zur diskursiven Verdopplung des Teufels in Grimmelshausens ‚Simplicissimus‘. In: *Simpliciana* 26 (2004) S. 141–162; zu den Paradoxien der Macht allgemein vgl. ders., Roland Borgards: Bann der Gewalt. Theorie und Lektüre (Foucault, Derrida, Agamben/Kleists ‚Erdbeben von Chili‘). In: DVjs 81

Und genau diese neuen „Ungeheuer“ oder „Monster“ von Giftmischern (zum Beispiel: Gesche Gottfried³⁶), wahllosen Kindsmördern (zum Beispiel: Henriette Cornier) oder Frauenmördern (zum Beispiel: Daniel Schmolling), stellen in der Entstehungszeit der Novelle Psychiatrie und Jurisdiktion vor das Problem der Erklärbarkeit. Für diese neue Form von Verbrechen fehlt, wie Foucault weiter ausführt, der Forensik jedes Motiv, jeder Vorteil, von dem man glauben könnte, der Täter hätte sich ihn von der Tat versprechen können: „Das war so eine Idee“, sagt z.B. Henriette Cornier nur, als man sie fragt, warum sie beim Kind einer Nachbarin den Kopf vom Rumpf getrennt hat.³⁷ „Der Gedanke fiel mir ganz auf einmal ein [...], ohne daß ich zu sagen wüßte, woher“³⁸, antwortet Daniel Schmolling auf die Frage, warum er seine Geliebte, Henriette Lehne, umgebracht hätte. Und genau dieses (auf Psychiatrie und Jurisprudenz übertragene) „Unbegreifliche[]“ (FS 812) in der mit hohem intellektuellem Aufwand betriebenen „Aufklärung“ (FS 831) einer Tat macht Giftmischerinnen, wahllose Mörder und eben auch Super-Verbrecher wie René Cardillac im frühen 19. Jahrhundert zu Monstern oder Ungeheuern. Wie sehr man sich auch bemüht, ihren Charakter und ihre Handlungen epistemologisch dingfest zu machen, immer bleibt ein Rest: etwas monströs Unerklärliches, etwas epistemologisch Ungeheures, ein psychologisch-forensisches ‚Jenesaisquoi‘, das sich dieser Erklärung entzieht.

IV. Ätiologie

Das Fräulein von Scuderi, so meine These, liefert über eine kalkulierte metonymische Unschärferelation eine Verbindung zwischen den beiden hier rekonstruierten unterschiedlichen Bereichen des Monströsen: Die Novelle markiert das Ungeheure und Unerklärliche am monströsen Verbrecher des frühen 19. Jahr-

(2007) S. 228–256. Zur Thematisierung von Souveränität in der *Scuderi* vgl. Ulrike Landfester: Um die Ecke gebrochen. Kunst, Kriminalliteratur und Großstadtopographie in E.T.A. Hoffmanns Erzählung ‚Das Fräulein von Scuderi‘. In: Gerhart von Graevenitz (Hrsg.): Die Stadt in der Europäischen Romantik. Würzburg 2000, S. 109–126, hier S. 115ff.

³⁶ Friedrich Leopold Voget: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried, geborne Timm. Bd. I. Bremen 1831, S. IV, muss z.B. die Mühe eines ganzen Buches aufwenden, um den „Menschen“ unter dem „Ungeheuer“ Gesche Gottfried hervorzuheben. Vgl. hierzu den Aufsatz von Johannes F. Lehmann in diesem Band. Vgl. auch ders.: Lebensgeschichte und Verbrechen. E.T.A. Hoffmanns ‚Die Marquise de la Pivardiere‘ und die Gattungsgeschichte der Kriminalerzählung. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 49 (2005) S. 228–253, S. 233, der in der *Scuderi* eine Verbindung von grund- und spurlosem Verbrechen sieht.

³⁷ Vgl. hierzu Foucault: Die Anormalen (Anm. 32) S. 145; S. 147f. (dort auch das Cornier-Zitat).

³⁸ Hoffmann: Schmolling-Gutachten (Anm. 6) S. 118f. Vgl. hierzu Blamberger: Das Geheimnis (Anm. 19) S. 112ff.

hundreds als stille Konsequenz, als verborgenen Rest der ihm geltenden Erklärungsversuche, wie sie – z.B. in der Cox/Darwin-Theorie – zeitgleich ausgearbeitet werden. Genauer gesagt macht sie am Beispiel Cardillacs deutlich, dass die ungeheure Monstrosität des Geistes nur vordergründig kleiner, ab einem gewissen Punkt jedoch vielmehr wieder größer wird, wenn man versucht, sie epistemisch zu beherrschen, da man so neue Unbekannte oder Unerklärlichkeiten (wie z.B. die Theorie des Triebes oder der Vererbung) auf den Plan ruft. Ich werde, um dieser Spur nachzugehen, Cardillacs Selbsterklärungstheorien in den nächsten beiden Unterkapiteln erst einmal so stark wie möglich machen, ihnen also bis in ihre kleinsten Details folgen – mit dem Ziel, im letzten Kapitel nachzuweisen, dass sie an einem bestimmten Punkt in ihr – ungeheures, da unerklärliches – Gegenteil umschlagen.

Beginnen wir bei der Cox/Darwin-Theorie: Es ist nämlich nicht nur so, dass Cardillacs geistige Fixierung auf Juwelen durch den fixen Blick der Mutter auf die Juwelen des spanischen Kavaliere vorgeprägt wäre. Auch der plötzliche Tod des Liebhabers hat sich in die pränatale Psyche des Kindes eingeschrieben, nämlich in der Vorstellung, dass die Besitzer der Juwelen „Tote[]“ (FS 830; Hervorh. M.B.) seien bzw. zu Toten gemacht werden müssten. Ja selbst die zweite – harmlosere – Variante Cardillacs, seinen Kunden ihren Schmuck wieder abzunehmen, ist auf der Mutter-Ebene bereits vorgeprägt: Es scheint mir nichts weniger als ein Zufall zu sein, dass der erwähnte „Schlag“ (FS 832; Hervorh. M.B.), den der Kavaliere beim oder kurz vor dem unehelichen Beischlaf erleidet, sich im „Faustschlag[]“ (FS 835, Hervorh. M.B.) wiederholt, den Cardillac den Besitzern seiner Geschmeide angedeihen lässt, zumal die Plötzlichkeit des Angriffs („wie ein Wetterstrahl“; FS 790) und dessen Folge („betäubt“; FS 853) dem ursprünglichen Ereignis, dem unerwarteten Anfall des Kavaliere und dem daraus resultierenden „Todeskrampf“ (FS 832), äußerst ähnlich sind.

In die gleiche Richtung geht der, wiederholt hervorgehobene, „ganz besondere[] Blick“ (FS 799; Hervorh. M.B.) Cardillacs (eine wichtige Kategorie für Hoffmann),³⁹ der sich nicht zu seinem sonst so sittsamen Betragen zu fügen scheint. Dieser Blick ist nicht nur das unmittelbare Resultat der Tatsache, dass ihm sein Schmuck nachts „vor Augen“ (FS 838) kommt, sondern lässt sich auch mittelbar als das wiederholte psychische Ausagieren des einmaligen lüsternen „Blicke[s]“ seiner Mutter auf das Geschmeide des Kavaliere verstehen.

Doch die Ähnlichkeiten zwischen der einmaligen Tat auf der Generationsebene der Mutter und der psychopathologischen Neigung auf der des Sohnes sind noch viel grundsätzlicher: Erstens ist festzuhalten, dass die Mutter mit

³⁹ Hoffmann hebt im *Schmolling-Gutachten* hervor, dass sich die psychische Krankheit eines Angeklagten, wenn schon nicht an physischen Ursachen, dann doch „vorzüglich in dem fremdartigen Blick des Wahnsinnigen [...] bemerken läßt“. Hoffmann: Ebd., S. 104. Vgl. hierzu Detlef Kremer: E.T.A. Hoffmann. Erzählungen und Romane. Berlin 1999, S. 157ff., mit Bezug auf Blamberger: Das Geheimnis (Anm. 19) S. 113f.

ihrem (geplanten) Seitensprung im Sinne der bürgerlichen Moral⁴⁰ und Rechtsauffassung einen Bruch des „Gesetz[es] (denn das heißt Ehe)“⁴¹, also ein Verbrechen, begehrt, das sich in den verschiedenen Verbrechen ihres Sohnes, freilich unendlich verstärkt, wiederholt: in „Diebstahl, Raub oder Mord“ (FS 835).

Im Zusammenhang dieser Entwicklung vom Ehebruch zum Verbrechen ist es mehr als bemerkenswert, dass die „Gelüste“ Schwangerer in der Psychoforensik der Zeit als, wenngleich harmloser, Prototyp eines Verbrechens aus „Tollheit“⁴² – und damit auch aus „Manie [...] ohne Wahnsinn“⁴³ – gedacht werden, auch hier mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit einer eindeutigen „Zurechnung“⁴⁴. Diese systematische Genealogie wird von Hoffmann, der ja mit Cardillac, wie oben ausgeführt, ebenfalls einen Verbrecher beschreibt, dessen Zurechnungsfähigkeit unzurechenbar ist, biologisch dynamisiert, so dass er seinen Lesern eine hereditäre Entwicklung vom einmaligen „Gelüste“ einer schwangeren Mutter über das „Stehlen“⁴⁵ ihres Sohnes bis hin zu seiner „Mordlust“ (FS 833; Hervorh. M.B.) nahelegt. Daher rührt auch die Erwähnung der „brennende[n] Begierde“ (FS 799; Hervorh. M.B.) bzw. der „seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften“ (FS 832) Cardillacs in Bezug auf seine Juwelen-Fixierung, die auf die verderbliche „Begierde“⁴⁶ und Leidenschaft der schwangeren Mutter für den Kavalier (und seine Kette) als Ursprungstat zurückverweisen.

In gewissem Sinne erklärt die mütterliche Ursprungstat auch die Richtung von Cardillacs ‚Wut ohne Verkehrtheit‘; sie richtet sich nämlich beinahe ausschließlich gegen Männer, die „in einen *geheimen* Liebeshandel verstrickt“ sind und sich im *Dunkeln* mit den Juwelen zu ihren „Geliebten“ schleichen (FS 790; Hervorh. M.B.); immer handelt es sich also, wie beim spanischen Kavalier, um

⁴⁰ Dies natürlich im Gegensatz zur adligen Moral, der der Kavalier verpflichtet ist. Vgl. zum Verhältnis Bürgertum/Adel in der *Scuderi* (mit Betonung der [Un-]Erzählbarkeit einer neuen bürgerlichen Wirklichkeit), Gerhard Neumann: ‚Ach die Angst! die Angst!‘. Diskursordnung und Erzählakt in E.T.A. Hoffmanns ‚Fräulein von Scuderi‘. In: Johannes F. Lehmann, Roland Borgards (Hrsg.): *Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800*. Festschrift für Heinrich Bosse. Würzburg 2002, S. 185–208, hier S. 189ff.

⁴¹ Immanuel Kant: *Die Metaphysik der Sitten*. Werke. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 8. Frankfurt a.M. 1977, A 204. Vgl. zur zentralen Funktion der Ehe für die Sexualität im 18. und frühen 19. Jahrhundert (und die damit einhergehende Kriminalisierung des Ehebruchs) Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen*. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a.M. 1983, S. 51f.

⁴² Johann Christian Hoffbauer: Ueber die Gelüste, besonders der Schwangeren und ihren Einfluß auf die rechtliche Zurechnung; auch ein Beitrag zur Criminalpsychologie. In: *Neues Archiv des Criminalrechts* 1 (1817) S. 602–641, hier S. 612.

⁴³ Johann Christian Hoffbauer: Ueber die scheinbare Manie, nebst einigen Bemerkungen über die psychische Behandlung der wahren Manie. In: *Beyträge zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege* 1 (1808) S. 295–320, hier S. 299.

⁴⁴ Hoffbauer: Ueber die Gelüste (Anm. 42) S. 623.

⁴⁵ Ebd., S. 612f. (Hervorh. M.B.).

⁴⁶ Ebd., S. 613 (Hervorh. M.B.).

Sexualität jenseits der bürgerlichen Ehe (und Moral).⁴⁷ Das einzige Mal, da nicht ein Liebhaber, sondern ein „Bräutigam“ den „Verdruß“ (also nicht die Wut) Cardillacs erregt, wird dieser – mit Schmuck in der „Busentasche“ (FS 801f.)! – „nur“ die Treppe hinuntergeworfen.

Die Menschen, die durch den Besitz seiner Juwelen bei Cardillac hingegen wirklich Wut – und zwar: Mordwut – hervorrufen, sind demgegenüber ausnahmslos im Geheimen agierende Liebhaber. Es lässt sich also festhalten, dass Cardillac in seiner tollen ‚Wut ohne Verkehrtheit‘ bzw. in seiner zweiten (mordlustigen) Persönlichkeit die einmalige Position des betrogenen Vaters und Ehemanns unendlich oft ausagiert, indem er durch den Dolchstich dem Zustand, von einem Liebhaber ausgestochen zu werden, immer wieder zuvorkommen sucht.⁴⁸

V. Therapie

Bleiben wir noch ein wenig bei den Versuchen Cardillacs, die Unerklärlichkeit seines Verhaltens zu rationalisieren, da er auf dieser Basis, wie ich nun zeigen möchte, sogar eine Selbsttherapie entwickelt. An dieser Selbsttherapie schließlich, so meine These (in Kapitel VI.), wird der oben versprochene Umschlag des Verstehens ins Ungeheure besonders deutlich.

Cardillac sieht in der Novelle nur ein einziges Mal eine Chance, um aus dem Teufelskreis seiner Taten – „ich muß‘ ihm nachgeben oder untergehen!“ (FS 835) – herauszukommen, nämlich im Geschenk seiner Juwelen an die Scuderi, die er „von jeher verehrt“ (FS 836) hat. Er plant, dem adligen Fräulein eine seiner besten Arbeiten zu schenken. Und er schenkt sie ihr zum zweiten Mal, als sie sie ihm zurückgeben will, nun unter dem Vorwand, dass es ihm gerade einfiele, dass er sie für sie gemacht habe.

Der autotherapeutische Charakter dieser Geste ist deutlich: Cardillac glaubt, dass vor der Scuderi, die „mit solch hoher Tugend begabt“ sei wie sonst kein Mensch, „der böse Stern kraftlos erleiche“ (FS 836). „Gestehen kann ich wohl“, so der Goldschmied weiter,

daß eine tief innere Stimme, sehr verschieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubtier, mir befohlen hat, daß ich solches tue. – Manchmal wird mir wunderbarlich im Gemüte – eine innere Angst, die Furcht vor irgend etwas Entsetzlichem, dessen Schauer aus einem fernen Jenseits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltsam. Es ist mir

⁴⁷ Vgl. hierzu Kittler: *Detektivgeschichte* (Anm. 29) S. 209f.

⁴⁸ Vgl. hierzu, ohne allerdings die Rolle des Vaters zu berücksichtigen, auch Achim Würker: *Der Umgang mit dem Geheimnis. Unbewusste Lebensentwürfe in E.T.A. Hoffmanns ‚Das Fräulein von Scuderi‘. Eine Einführung in die psychoanalytisch-tiefenhermeneutische Methode der Literaturinterpretation*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 27,2 (1995) S. 107–141, hier S. 123f.

dann sogar, als ob das, was der böse Stern begonnen durch mich, meiner unsterblichen Seele, die daran keinen Teil hat, zugerechnet werden könne [...] (FS 837).

Kein Zweifel: Die zweite innere Stimme steht nicht für den Satan, sondern andersherum, für die unsterbliche Seele und ihren Sieg über ihn.

Es ist nun alles andere als ausgemacht, dass die Therapie, würde Cardillac an ihrem Ende noch leben, fehlschlagen würde. Zwar glaubt das Olivier, da er Cardillac auch in Bezug auf die Scuderi in den Fängen „des abscheulichen Mordgespenst[es]“, also seiner zweiten unheimlichen Persönlichkeit, sieht, die ihn schon so oft zum nächtlichen Töten getrieben hat. Doch Oliviers Wissen ist alles andere als sicher: Dass Cardillac auch die Scuderi umbringen will, schließt Olivier einzig aus dessen Satz: „Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen!“ Diese Äußerung könnte sich jedoch genauso auf den Unmut Cardillacs über das Spottgedicht der Scuderi beziehen (in dem sie ihn als ihren hoch betagten Liebhaber bloßstellt) und wäre in diesem Falle nicht als Anzeichen neuer Mordlust zu werten, sondern als eine einfache (vielleicht sogar liebevoll konnotierte) Verärgerung.

Ein deutlicher Zweifel schließlich, dass Cardillacs erste, d.h. blutrünstige, Stimme auch in Bezug auf die Scuderi die Oberhand gewonnen haben könnte, drückt sich schließlich darin aus, dass auch Olivier die Verbindung zwischen der Vision – Cardillac ist „in der Nacht“ köstliches Geschmeide „vor Augen“ gekommen – und dem Wunsch, die Scuderi zu töten, als eine subjektive Rekonstruktion ausweist: „Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten“ (FS 838; Hervorh. M.B.). Der Zweifel erhärtet sich vollends, als klar wird, dass Cardillac, wiewohl in der Gegend unterwegs, in der das Fräulein wohnt, nicht sie, sondern den Offizier Miossens umzubringen trachtet, dessen Besuche bei einer „gewisse[n] Dame“ (FS 843) er im Vorhinein genau ausgekundschaftet hat.

Nun kommt – da Miossens Cardillac umgebracht hat statt umgekehrt – diese anscheinend durchaus Erfolg versprechende Autotherapie nicht zustande, trotzdem bleibt natürlich die Frage, warum die Scuderi für Cardillac (aus seiner Sicht) die Möglichkeit geboten hätte, aus dem mörderischen Teufelskreis eines vorkindlichen ‚Traumas‘ herauszukommen? Die Novelle ist in dieser Hinsicht sehr eindeutig: Cardillac und die Scuderi werden als ein imaginäres Liebespaar beschrieben.⁴⁹

⁴⁹ Die Begriffe ‚imaginär‘, ‚symbolisch‘ und ‚real‘ werden verwendet nach Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Ders.: Schriften. Übersetzt von Rodolphe Gasché u.a. Hrsg. von Norbert Haas. Bd. I. Olten 1973, S. 61–70 – freilich ohne weitere Bezugnahme auf die dort vorgetragene Theorie. Auf die Liebesbeziehung hat Neumann: ‚Ach die Angst!‘ (Anm. 40) S. 195ff., hingewiesen, er allerdings mit einem stärkeren Hinweis auf die Künstler-Gemeinschaft der beiden Liebenden und das Paradox des unerreichbaren Objektes (S. 198). Ebenfalls in die Richtung einer literarischen bzw. künstlerischen Selbstthematisierung zielen C.N. Brooks, Raleigh G. Whiting: Olivier's Jewel Box. A Reassessment of the ‚Usual Suspects‘ in Hoffmann's ‚Das Fräulein von Scuderi‘. In: Journal of English and German

Das beginnt damit, dass die Scuderi in Gegenwart Cardillacs die Jugendlichkeit („wie ein junges Mädchen“; „wie ein junges verschämtes Ding“; FS 803f.) annimmt, die ihm, als einem geistigen „Jüngling“ (FS 799), bereits zuvor zugesprochen wurde; sozusagen als Bedingung der Möglichkeit für beide, trotz ihres Alters eine solche Beziehung überhaupt denken zu können. Dass hier ein Tabu vorliegt, wird daran deutlich, dass beide eine humoristische, fast aggressiv zu nennende Chiffrierung über ihre Liebesgedanken legen. Er sendet ihr seine besten Steine, um die „*Chambre ardente*“ zu „verhöhne[n]“ (FS 836), und trifft dabei auch sie empfindlich. Sie ‚rächt‘ sich, indem sie „auf Kosten Meister René's“ das „ergötzliche Bild“ der betagten „Goldschmidts-Braut“ (FS 806) in Gedichtform bringt, was anscheinend ihn wiederum trifft (wenn meine oben genannte Vermutung richtig ist).

„Goldschmidts-Braut“ – der Ausdruck macht deutlich, dass die Scuderi und Cardillac (beide wie gesagt im Modus des Imaginären) nicht einfach nur „verliebt“ (FS 804) sind, sondern sogar ein Brautpaar darstellen. „Braut“ und „Bräutigam“ (FS 847) scheinen dabei nicht unbedingt durch eine unsterbliche Liebe verbunden, sondern durch die „Verehrung“ für die „Tugend“ (FS 804) bzw. „Tugenden“ und „Rechtschaffenheit“ (FS 830) des jeweils anderen, ein Eindruck, der zu Lebzeiten Cardillacs ja auch nicht getrübt wird. Der Scuderi Tugend, so muss hinzugefügt werden, ist in den Augen Cardillacs deswegen so hoch, weil sie gleichzeitig eine (imaginäre) Mutter und eine (reale) Jungfrau, ja fast die von ihm beschworene Heilige „Jungfrau“ (FS 801) darstellt.⁵⁰

Zu diesem imaginären, durch Tugend und Achtung verbundenen, Braut- oder Ehepaar gehört auch ein ebenso imaginärer (in diesem Falle sogar symbolischer) Sohn: Cardillac „erwidert“ nämlich Oliviers Liebe zu ihm, der ihn so behandelt, „als sei er sein eigener Vater“. Und mit der Heirat mit Madelon soll Olivier sogar in seine Rolle als „Eidam“ (FS 811, 828) oder „Schwiegersohn“ (FS 815; Hervorh. M.B.) hineinwachsen. (In gewissem Sinne ist das der zweite Einsatz von Cardillacs Autotherapie.) Gleiches gilt für Oliviers Verhältnis zur Scuderi, der er, wiewohl er nur das Kind ihres Pflegekindes war, als „Sohn“ gegenüberstand (und nun wieder gegenübersteht), so wie sie ihm als „Mutter“ – und zwar als die „zärtlichste Mutter“ (FS 807, 823), die ein Sohn nur haben kann.

Die Novelle präsentiert also – alles wie gesagt auf der Ebene des Imaginären bzw. Symbolischen – mit Cardillac, der Scuderi und Olivier eine durch Ehe legitimierte Kernfamilie.⁵¹ Zusammengehalten wird diese Familie dadurch, dass sich

Philology 101,1 (2002) S. 68–89, hier S. 84ff. („the creative mother figure“), und Claudia Liebrand: Aporie des Kunstmythos. Die Texte E.T.A. Hoffmanns. Freiburg 1996, S. 188ff. (Aufhebung der Antithese von Kunst und Leben).

⁵⁰ Vgl. hierzu Irmgard Roebing: Mütterlichkeit und Aufklärung in E.T.A. Hoffmanns ‚Das Fräulein von Scuderi‘. Oder: Geistergespräch zwischen Berlin, Paris und Genf. In: Dies. (Hrsg.): Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Festschrift für Verena Ehrlich-Haefeli. Würzburg 1996, S. 207–230, hier S. 210ff.

⁵¹ Vgl. hierzu auch Kittler: Detektivgeschichte (Anm. 29) S. 201.

die beiden Ehegatten, wie oben gezeigt, gegenseitig höchste „Tugend“ attestieren. Eine „Tugend“, die Cardillac's Mutter unwiederbringlich verloren hatte, als ihr der spanische Kavalier „nachgestellt“ (FS 832) und sie sich ihm hingegeben hatte.

Halten wir fest: Die Imagination/Symbolisierung der glücklichen und tugendsamen, ehelich verbundenen Familie mit Kind stellt das Gegenmodell zu der Situation dar, die Cardillac für sich als ‚traumatisch‘ ansieht. Und aus diesem Grund sieht er in dieser Imagination (und partialen symbolischen Realisierung) auch seine therapeutische Rettung: Indem er selbst als ‚Pater familias‘ seiner eigenen ‚Ehefrau‘ und ‚Mutter seines Kindes‘ rechtmäßig Juwelen überreicht, hofft Cardillac, den in ihm ablaufenden mörderischen Kreislauf (in dem er die unrechtmäßige, da uneheliche Juwelenübergabe und den danach erfolgenden ehebrecherischen Beischlaf immer wieder mit mörderischer Gewalt unterbinden zu müssen glaubt) endlich zu durchbrechen.

Die Novelle macht keine Aussagen darüber, ob die anvisierte Autotherapie, hätte Cardillac sie überlebt, für ihn selbst Erfolg gezeitigt hätte. Sie reüssiert jedoch auf jeden Fall eine Filiationsstufe weiter, nämlich bei seinem symbolischen Sohn Olivier und seiner biologischen Tochter Madelon. Sie werden eine Ehe führen, in der sich beide Partner außerordentlich hoch achten, ja noch mehr (als Cardillac und Scuderi), ohne einander „siech und krank“ (FS 829) würden, sich also auch unendlich lieben. Bei dieser Hochzeit auf der zweiten Filiationsebene ist die imaginäre und symbolische Form von Cardillac's therapeutischem Gegenmodell in Gestalt des eigenen ‚Kindes‘ in die Realität der Lebenswelt übergegangen.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass Olivier von seinem symbolischen Vater nicht nur Charakterzüge (dazu später mehr), sondern auch das Gefühl, sich in der tiefsten „Hölle“ der „Sünder“ (FS 837) zu befinden, ‚geerbt‘ zu haben scheint; eine symbolische Erbsünde, wenn man so will. Kein Wunder also, dass er die Hoffnung, die Cardillac auf seine Autotherapie setzt, gleichermaßen für sich selbst schöpft:

So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden schwarze Schleier weggezogen, und das schöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Trost in meine Seele, ein Hoffnungsstrahl, vor dem die finstern Geister schwanden [...]. (FS 836f.)

Daraus erhellt sich, dass der autotherapeutische Plan Cardillac's eigentlich erst bei seinem Sohn vollständig aufgeht. Cardillac selbst kann seinem pränatal-‚traumatischen‘ Erlebnis nur die Imagination einer tugendhaften Ehe gegenüberstellen, also lediglich das Fehlverhalten auf der Elternebene ‚korrigieren‘. Unmöglich ist es ihm hingegen, seinem eigenen ‚traumatischen‘ Erlebnis auf der Kindesebene, nämlich dem Verlust der tugendhaften Mutter, einen Gegenentwurf gegenüberzustellen. Dies ist Olivier vorbehalten, wenn er nicht nur eine Ehe schließen kann, die nicht wie die seiner ‚Großeltern‘ zu werden verspricht, son-

dern sich zugleich der über die Maßen tugendhaften Scuderi als symbolischer Sohn offenbaren kann. Es ist ihm damit gelungen, aus der ehebrecherischen „Begierde“ der ‚Großmuttergeneration‘, den „seltsamsten und verderblichsten *Leidenschaften*“ (FS 832; Hervorh. M.B.) der ‚Vatergeneration‘ schließlich eine „*Leidenschaft*“ der reinen Liebe zu entwickeln, und er kann so den symbolisch-hereditären Strang, der die ganze ‚Familie‘ „an das Verbrechen fesselte“ (FS 835; Hervorh. M.B.), lösen.

VI. Biologische Vererbung? Literatur!

Bei aller Überzeugungskraft, die Cardillac mit seiner Selbsterklärung und -therapie für sich in Anspruch nehmen kann, wird doch deutlich, dass die Novelle kraft einiger unscheinbarer Momente dem Goldschmied bei den Bemühungen, seinen psychischen Zustand epistemologisch zu beherrschen, in den Arm fällt, besser gesagt: dem Leser, im Modus der Selbstthematization, eine zweite Erklärung liefert, mit der das Unerklärlich-Monströse nicht, wie es Cardillac selbst versucht, ausgemerzt, sondern vielmehr in den Vordergrund gestellt und dabei spielerisch ausagiert wird. Genauer gesagt, möchte ich behaupten, dass im *Fräulein von Scuderi* der Begriff der geistigen Vererbung um eine im wissenschaftlichen Diskurs nicht vorgesehene Dimension erweitert wird: Im Mittelpunkt, so meine These, steht nicht so sehr die biologische Weitergabe geistiger Eigenschaften, sondern deren *diskursive* (und also gerade nicht biologische) Vermittlung.

Der erste Hinweis darauf wurde durch die imaginär-symbolische ‚Vererbung‘ der Sünden- und Rettungsvorstellungen von Cardillac auf Olivier gegeben, die einer biologischen Weitergabe psychischer Eigenschaften diametral entgegensteht. Und es gibt noch viel handfestere (psychische) Ähnlichkeiten zwischen diesen imaginären bzw. symbolischen Verwandten! Man vergleiche z.B. die Beschreibung Oliviers, wenn er aus Liebe zu seiner späteren Frau Madelon nicht sprechen will – „er ist bestürzt, er seufzt, er vergießt Tränen“ (FS 814) – mit der Cardillac's, als er dem Fräulein von Scuderi die Juwelen geben möchte (aber nicht sagen will, warum): „Cardillac [...] stöhnte – seufzte – weinte – schluchzte“ (FS 804). Gleiches gilt für die „durchbohrenden Blicke eines todbleichen, gramverstörnten Jünglings-Anlitzes“ (FS 806) bei Olivier, die an Cardillac's oben bereits analysierten „verwilderte[n] Blick“ (FS 804) erinnern. Weiterhin gebärdet sich Olivier in der Haft als „rasend“ (FS 819), so dass man vermuten muss, er leide an einem ähnlichen „Jähzorn“ oder einem ähnlichen „blinde[n] Wahnsinn“ (FS 813) wie sein ‚Vater‘. Auch hier hat also, in diesem Falle durch das, mit Benjamin gesprochen, „mimetische[] Vermögen[s]“⁵² des Menschen, eine nicht-genetische

⁵² Walter Benjamin: Lehre vom Ähnlichen. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. II/1. Frankfurt a.M. 1977, S. 204–210, hier S. 206.

„Vererbung“ stattgefunden (die sich allerdings nur auf die nicht-verbrecherischen Seiten Cardillacs bezieht).

Noch deutlicher wird das Primat der imaginären oder symbolischen Heredität vor der biologischen an den Stellen, wo man Letztere vermuten müsste, sie aber nicht statthat. Warum ist Olivier eher bereit, unschuldig ins Gefängnis zu gehen, ja die Todesstrafe zu erleiden, als zu verraten, dass Cardillac das gesuchte psychische Monstrum war, nach dem die „*Chambre ardente*“ fahndet? Seine Antwort ist eindeutig: „Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter“ – gemeint ist Madelon – „des Vaters gräßliche Blutschuld verschleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seins noch jetzt tödend auf sie einbreche“ (FS 839).

Olivier fürchtet in diesem etwas komplizierten Satz um den Seelenzustand seiner Geliebten. Er hat (im wahrsten Sinne des Wortes) unaussprechliche Angst, dass die Folgen der Übermittlung des von ihm gehüteten Geheimnisses für sie genauso schlimm wären wie der Inhalt. Bei dessen Offenlegung würde „das ganze Elend der Vergangenheit“ und ihres jetzigen „Seins [...] tödend auf sie einbreche[n]“. Das ist insofern interessant, als bei Madelon bis jetzt die monströsen psychischen Erbanlagen des Vaters *rein biologisch* nicht einmal im kleinsten Detail zum Ausdruck gekommen sind: In der gesamten Novelle werden keinerlei Hinweise darauf gegeben, dass sie auch nur ansatzweise kriminell oder psychopathologisch veranlagt sein könnte. In dem Augenblick aber, da eine *narrative* ‚Vererbung‘ droht, glaubt Olivier nicht mehr für ihre Seelengesundheit, ja für das Fortleben Madelons garantieren zu können.

Diese Ersetzung der biologischen ‚Vererbung‘ psychischer Eigenschaften durch eine narrative wird noch deutlicher, wenn man Cardillacs Erbanlagen mit denen seiner Mutter vergleicht: Während er ein psychisches Monstrum ist hat sie nur einen Ehebruch begangen und sich in ein Juwel (bzw. den dazugehörigen Mann) verguckt. Dennoch wirken sich diese, im Vergleich unendlich schwachen, neuropathologischen Prädispositionen unendlich stark bei ihm selbst aus, während sich seine eigenen, unendlich starken Prädispositionen bei seiner Tochter gar nicht niederschlagen. Der Grund liegt auf der Hand: Ihr wird die Geschichte seiner Verfehlungen und seiner Krankheit *verschwiegen*, ihm hingegen wird die Verfehlung seiner Mutter – in einer für ihn beschämenden und daher einprägsamen Art und Weise – *erzählt*.

Diese Befunde machen deutlich, dass in der *Scuderi* das Erben psychischer Eigenschaften weniger eine Frage der Biologie, denn der diskursiven Heredität, der Weitergabe von Symbolen und Phantasien in Mimesis, Gespräch und Schrift darstellt. Liest man diesen Befund – und das war ja der Einsatzpunkt meiner Analyse – als Ergebnis einer *reductio ad absurdum* der frühen Hereditätslehre (des Cox/Darwin-Modells als Erweiterung der Muttermalstheorie), die mit dem Anspruch auftritt, das Monströse des Geistes möglichst restlos zu erklären (und dabei monströse Reste wie die genannten produziert), dann kann man natürlich auch von dieser neuen diskursiven oder mimetischen ‚Vererbungstheorie‘ nicht

behaupten, sie sei epistemologisch beherrschbar. Ganz im Gegenteil: Sie darf konsequenterweise das monströse, ungeheuerliche ‚Jenesaisquoi‘ nicht aus-, sondern muss es emphatisch in sich einschließen. Und hierfür bedarf es einer Institution, die nicht nur die imaginäre und symbolische Vermittlung von Informationen zu ihrem Kerngeschäft zählen kann, sondern sich primär über das Ungeheuerlich-Unerklärliche definiert: Die Rede ist natürlich von der Literatur selbst.

Daraus erhellt sich: Die niemals vollständig zu erklärende Weitergabe von „gesiegelte[r] Phantasie und Einbildung“⁵³, von der man diesbezüglich in der Frühen Neuzeit gesprochen hat, ist im *Fräulein von Scuderi* weniger über die (wie auch immer aktualisierten) Monstra- und Muttermalstheorien zu erklären, sondern über die Erzählungen und poetisch gebundenen Reden innerhalb der Novelle: die Geschichte von der Untreue der Mutter Cardillacs, das Gedicht der Scuderi über dessen Werbungen und die Berichte Oliviers über die Mordtaten seines Schwiegervaters *in spe*. Die meisten zu entsiegelnden, dabei jedoch monströs-unerklärlichen Fantasien werden dem Leser jedoch in der Geschichte vererbt, die all diese Geschichten erzählt: in E.T.A. Hoffmanns *Fräulein von Scuderi*.

⁵³ Helmont: Aufgang (Anm. 24) S. 209.